

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

21 (26.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Igeljagd

Skizze von Engelbert Wittich.

Wir nehmen an, es wäre im Monat September. Schon weht der Wind über tolle Stoppelfelder. Obst und ähnliche Früchte gehen der Reife entgegen, der gegebene Zeitpunkt für eine Igeljagd, da gerade jetzt im Herbst der Igel seiner fettesten körperlichen Vollendung entgegengeht.

Ein Dorf im Land irgendwo, umgeben von Obstgärten, drüben ein Wald, von sorgigen Wiesengründen umflutet — ist das erwünschte Terrain, das man möglichst schon am Tage erkundet hat. Der Abend naht. — Ruchad oder zumeist ein extra dazu bestimmter Nadelgänger — Jägersack (heißt = Stupferhand), nebst einem herben Stroh werden bereit gelegt — und schon heißt der erfahrene, zu diesem Zweck abgerichtete „Igelhund“ laut auf, und setzt in tollen Sprüngen und Belien seine kaum zu bändigende Jagdfröhlichkeit.

Und nun geht's hinaus in die Nacht. Ein heimlicher Fledermausgeräusch erfüllt wohlwollend die Sinne. Stiller Abendfrieden ringsum. Vom Dorfe her blinken noch zeitweilig Lichter auf, bis auch diese zuletzt, hinter Bäumen versteckt, allmählich erlöschen.

Wir sind auf weiter Flur allein.

Da hebt der Hund die feine Spürnase, eifrig dahin und dorthin laufend, und plötzlich verschwindet er mit mächtigen Säsen lautlos in der Dunkelheit. Eine Igeljagd? — Auf einmal ein helles sorniges Klaffen, das scharf die nächtliche Stille durchdringt und unser Blut in Wallung bringt. Doch das geübte Ohr des „Jägers“ weiß das Anfliegen seines Hundes gut zu deuten — ein kurzer Wiff und gar bald kommt das fluge Tier schuldlos, mit eingeklemmter Rute geboriam angetrotzelt. Ein Häselin wars oder eine schleichende Kase, an der er seine Jagdlust amüßlos gelübt. Verbotenerweise — er ist sich dessen wohl bewußt, kommt es wieder vor, so setzt es diebe für ihn. Ein echter, wirklich guter Igelhund aber weiß, was er seinem Rufe schuldig ist. Noch einige Male umkreist uns das schnuppernde Tier, ein freundliches aufmunterndes Wort und wieder schießt es los, freudig und quer, die Nase am Boden. „Holla!“ Diesmal ist's eine „Spur!“ Das eifrige Hin und Her des Hundes läßt gar so charakteristische Merkmale. Plötzlich ein lobendes Fröhliches Winkeln, dem bald ein volles solches Belien folgt.

Standort! Von hundert Arten des Beliens würden diese Laute zu unterscheiden sein, die in die Hundesprache überleitet einfach heißen: „Komm — ich habe ihn — komm!“ Wie das in die Ohren fährt. — Im Laufschritt hinein in die Finsternis, über Hindernisse aller Art, holernd, wieder aufraufend, oft genug in einen gestülften Wassergraben plumpend. Doch, was schadet, es muß ja rasch gehen, nicht so lange darf der Hund belien — er tut es, bis der Igel abgeholt wird — ein Wefeschero (Jagdhüter), ein sich auf Streife befindlicher Gifto (Gerbdarm) könnte uns immerhin auffällig werden. Denn schließlich haben wir kein gesiegeltes Privilegium in der Jagd, das uns zur Jagd auf Stacheltiere berechtigt. Ja, es kann vorkommen, daß uns der Gafcho (Bauer) — im einsamen Hofe dort — eines auf die Rippen brennt, falls wir zu lange in seinem Gebiet herumspulen. Mit solchen und anderen Wohlgefühlen muß der Igeljäger nun einmal rechnen. Zufälle, die seine gewiß harmlosen Streifereien immer mit sich bringen können und die ihn nicht selten den größten Gefahren aussetzen. Wie oft fohllert er unversehens einen Abhang hinunter; wobei es ohne Beulen und verschandener Haut nicht abgeht, wenn nicht Schlimmeres die Folgen sind. Oder unversehens sieht man vor einem Abgrund, einem Steinbruch, einer Felschlucht, an die man trotz aller Vorlicht — zumal in finsterner Nacht — abnungslos herangeraten ist. Ein Schritt noch — und in der nächsten Sekunde läge man mit zerstückelten Gliedern in der Tiefe. Ganz abgesehen von den Notlagen, in die der eifrige Igeljäger in wasserreichen Gegenden geraten kann, wo namentlich am Aben, mit seinen vielen Anwesen und Summstößen. Jedes was tut und leidet er nicht alles um dieses heilighernten Stachelstiches willen!

Jedoch nicht nur mögliche Gefahren und Strapazen birgt eine solche nächtliche Igeljagd, nein — sie ist auch voller Schönheiten, sofern das Gemüt dafür nur ein wenig empfänglich ist.

Wir sind vom Wege längst abgekommen und schreiten langsam am Rande des Waldes dahin, immer wieder laufend und wartend auf den Hund. Zeitweise umflutet uns eine warme Luftwelle, die uns der Wald entgegenhaucht. Denn gar kühl vom herbstlichen Tau überroffen, liegen Feld und Wiesen. Von weither verhallen die letzten Schläge einer Turmuhr, eine frühe Stunde kühnend. Platternd buchst eine Fledermaus über uns weg und in den Wipfeln der Bäume singt klagend ein Käuzchen sein Nachtlied. Eine seltsam träumerische Stimmung häßt unsere Sinne umfängen —

Wunder der Nacht in stiller Natureinsamkeit. Dein Lied darf auch in der Seele eines Igeljägers ein leises Echo finden!

Da — horch! Wieder Standlaut! Und wie weit weg muß das sein — also burtig!

Diesmal ist es ein wahres Prachtexemplar von einem kapitalen Igel, den hier, weitab dem Walde, der Hund übertrahste. Zusammenrottend in seinem schützenden Stachelkleid, trotz er den beständigen Angriffsversuchen des Geigers. Ein geschickter Griff aber, und auch er verschwindet im „Jägersack“, um das Schicksal seiner schon gefangenen Genossen zu teilen.

Natürlich fällt zuweilen eine Igeljagd nicht stets befriedigend aus und die Beute ist oft recht mager. Manchmal wird „kein Schmanz gefangen“, wie die fahrenden Jäger zu sagen pflegen.

Allerdings — auf dem Rückmarsch ist dann jeweils eine melancholische Stimmung vorherrschend. Im anderen Falle freilich sind die „Jagdbeute“ alle guter Dinge, fröhlich und völlig zufrieden mit sich und der Welt, und man freut sich unendlich — auf das kommende ausgiebige, delikate Igelbrot.

Es war eine lange Nacht. Doch jetzt dämmert der neue Tag schon im fahlen Lichte. Weißliche Nebel wullen übers Gelände und süße Luft dringt durch feuchte Kleider auf die fröstelnde Haut. Im Osten aber überzieht ein prächtiges Farbenpiel den Himmel, und plötzlich im goldenen Stammenstrahlen bearbeitet die lebenspendende Sonne den jungen Morgen!

## Theater und Musik

### Napoleon und seine Bellilote

(Zu der Januaraufführung der Volksbühne.)

Um einer vielfach an uns gerichteten Bitte nachzukommen, veröffentlicht wir untenstehend die geschichtlichen Tatsachen über Napoleons Verhältnis zu Madame Bourds, soweit wir hier deren hobhaft werden konnten. Es erhehrt auf der Laubessbibliothek ein französisches geschriebenes Werk von Mallon, „Napoleon und die Frauen“, dem wir das folgende entnehmen:

Als Napoleon im Jahr 1798 zum ägyptischen Feldzug aufbrach, erging ein strenges Verbot an die Offiziere, ihre Frauen mitzunehmen. Trotzdem gab es eine ganze Anzahl abenteurerfüchtige Weibchen, die dem General ein Schmähspöken schlugen und in Sofdatenuniform sich in die Schiffe zu schmuggeln wußten. Darunter war eine reizende Blondine, Marguerite Pauline Bellisle, ehemals Lehramtslehrerin bei einer Modistin in Caracassonne, die sich aber mit dem Tieser ihrer Prinzipalin, dem hübschen Leutnant Bourds von einem Jägerregiment zu Verheiratet hatte.

Mitten im Sonntag traf den Leutnant der Befehl zur Einschiffung nach Ägypten. Pauline, als Chausseur verkleidet, zog mit; in Cairo jedoch trug sie ihre weibliche Kleidung, und benahm sich so einwandfrei, daß man die Ehe dieses jungen Paares als Mutter pries.

Gelegentlich eines Festes am 1. Dezember wird Bonaparte auf die Schönheit aufmerksam, wirft ihr Liebesblide zu, macht ihr Komplimente, unterhält sich länger mit ihr. Der General bombardiert die Kleine mit Worten und Geschenken und macht ihre Tugend sturmtief. Am 17. Dezember wird Leutnant Bourds in diplomatischer Mission über Italien nach Frankreich geschickt. Am Tag der Abreise läßt Napoleon die kleine Frau mit anderen Damen zu sich zum Dineren. Er sitzt neben ihr und macht ihr sehr armen den Hof.

Plötzlich schüttet er, wie durch Ungeheuerlichkeit eine Flasche mit Eiswasser über ihr Kleid und sieht das Fräulein in seine Gemächer unter dem Vorwand, den Schaden der Toilette zu beheben. Die zurückgebliebenen Gäste ergötzen sich, daß das Ungeheuer in nächster Nähe des Palastes, den Napoleon bewohnt, für Madame Bourds herbeigeschickt wird.

Das kleine Geschöpf, auf dem sich der Leutnant Bourds einschiffte, wurde von den Engländern gefangen. Aber dem Leutnant Bourds taten sie nichts, sondern schickten ihn mit reichlicher Vorsehung nach Neapel zurück, nachdem sie ihm das Ehrenwort abgenommen, nicht mehr gegen sie zu kämpfen. Bourds kam während nach Cairo und mochte seiner ungetreuen Frau Vorhaltungen über ihre Aufführung. „Um sich seinen Aufwachen zu entsetzen“, sagt Mallon, „bekehrte Frau Bourds die Scheidung“. Sie wurde vollzogen. Leutnant Bourds machte noch den sorgigen Feldzug mit, und dann leitete man seiner Rückkehr nach Frankreich jeglichen Vorhalt. Von da an ist in dem Buch von ihm nicht mehr die Rede.

Nach ihrer Scheidung nahm Frau Bourds ihren Mädchennamen wieder an, aber in der Armee hieß sie nur die Bellilote. Sie gab

sich als große Dame, lebte im äußersten Luxus und führte ein großes Haus, wie es der Mätresse Napoleons zukauf. Der General war so verschossen in sie, daß er ihr die Beirat verfracht, wenn sie ihm einen Sohn brachte. Diesen Wunsch konnte sie nicht erfüllen, und Napoleon scheint sich immerhin langsam von ihr gelöst zu haben, zumal er ja noch seine Frau Josephine beah. Jedemfalls fuhr er nach der siegreichen Landeschlacht bei Austerlitz (Zuli 1798) allein nach Frankreich zurück, nachdem er Befehl gegeben, Bellilote sollte nachkommen.

Nachdem auch sie schließlich abgehend war, wurde sie von den Engländern gefangen genommen, jedoch bald nach Frankreich entlassen. Als sie dort eintraf, hatte Napoleon sich durch den Staatsstreik vom 18. Brumaire (9. November 1799) zum ersten Konsul gemacht. Napoleon suchte aber keine Verbindung mehr mit ihr. Er überhäufte sie mit Geld, kaufte ihr ein Schloß in der Nähe von Paris und verheiratete sie schließlich an einen ebemaligen Offizier, Henri de Kanchow.

Die weiteren Schicksale der Bellilote interessieren wenig und sind bald erzählt. Sie lebt auf großem Fuße und besitzt ein solches literarisches. Aus ihrer Feder stammt ein Roman „Der Zugzug“ aus dem 12. Jahrhundert. Im Jahr 1818 trauet sie sich von ihrem Gatten und löst einen ehemaligen Gardeoffizier nach Paris. Man glaubte, sie würde Verbindungen anknüpfen zur Freiin Napoleon auf St. Denis, doch tut man ihr da zumiel Ehre an! Sie heiratete 1825 zurück, nimmt ihren Wohnsitz in Paris und stirbt, 92 Jahre alt, am 18. März 1869, nachdem sie alle Briefe Napoleons dem Feuer übergeben hat.

Kirchenkonzert. Zugunsten des Mutter- und Krankenhauses der ev. Diakonissenanstalt gab Elisabeth Dörner, Luise Dörner, die Madrigalvereinigung der Christuskirche und der Drausittler Musikverein dieser Kirche ein Wohlthatigenkonzert. Wilhelm Kumpff tritt für die Programme seiner Kirchenkonzerte jeweils eine sorgfältige Auswahl. Er wechelt sehr wohl die Sorten von dem Reizen ab, die sich im Laufe der Zeit sehr breit auf den Organen der Kirchen machen, einen Platz ein, sondern wählt nur Werte aus dem unermesslichen Schatz unserer ganz großen Kirchenkompositionen aus. Das und Reges wurden bei diesem Konzert verlesendigt. Kumpff spielt Bach großzügig und vernachlässigt dabei nicht die sorgfältige Ausarbeitung des Details. Die tubige Art der Darbietung läßt auch die kleinste Figur in Erscheinung treten. Seine Bachrezitierung ist fräftig, sie verliert sich nicht in langatmiger Erregung, sie tritt durch eine nicht übertriebene Einseitigkeit der Ausgestaltung den großen Bachschen Werken jeweils einen fröhlichen Abbruch. Man muß Wilhelm Kumpff dankbar sein, daß er sich nicht in Karlsruhe für Reges einlekt. So sorgfältig ausgearbeitet und freudvoll bis ins Kleinste ausgelekt muß auch Reges trotz seiner schwerer komplizierteren Sanktist doch jedem Hörer verständlich werden. Genau wie Bachs Reges sind auch diejenigen von Reges „Die Harungen. Die Choralkantate „Meinen Zeim laß ich nicht“ von Hölme, Viola, gemischten Chor und Ordel ist eines seiner Regeswerke, das in seiner geläuterten Schönheit mit den Bachkantaten auf gleiche Höhe gestellt werden kann. Die Wiedergabe war in allen Teilen vollendet. Luise Dörner spielt mit lattem, fräftigem, tragendem Ton. Ihr Instrument hat einen edlen Klang, die Töne sprechen in aller Lage voll an. Elisabeth Dörner verweist Bach zu fassen. Ihr dunkel timbriertes Klavierinstrument ist für Bach prädestiniert. Man wünscht ihm allerdings ein größeres Volumen. Die große Konzertgemeinde lautete mit tiefer Andacht den von großem Können geäußerten Darbietungen.

„Das Reich Gottes in Böhmen“ von Frau Werfel wurde von seiner erfolgreichen Wiener Aufführung vom Statthalter von Freiburg im Breisgau (Freiandant Dr. Max Krüger) reichsdeutlichen Uraufführung angenommen. Zu der Premiere am 24. Januar wird der Dichter anwesend sein. — Gleichseitig bereitet die Freiburger Stadttheater die neue Weismann „Opa“ auf. „Die Geisteskrone“ unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Hugo Balzer und der Spielleitung von Walter Felsenstein vor.

Uraufführung in Baden-Baden. Die Städtischen Schauspiel-Baden-Baden unter Leitung der Direktoren Robert Kuhn und Dr. Wolrad Kube bereiten nach der erfolgreichen Uraufführung von A. S. Zeis' „Ema Sarafin“ für den 31. Januar eine weitere Uraufführung „Sagt ihm — ein Mensch“ von E. G. Kuhn, beiseher in der Inszenierung von Dr. Wolrad Kube vor, dem gleichzeitigen Autor wurde erst kürzlich das Schauspiel „Die Bräutigam in Baden-Baden“ aufgeführt.

„Das Reich Gottes in Böhmen“ von Frau Werfel wurde von seiner erfolgreichen Wiener Aufführung vom Statthalter von Freiburg im Breisgau (Freiandant Dr. Max Krüger) reichsdeutlichen Uraufführung angenommen. Zu der Premiere am 24. Januar wird der Dichter anwesend sein. — Gleichseitig bereitet die Freiburger Stadttheater die neue Weismann „Opa“ auf. „Die Geisteskrone“ unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Hugo Balzer und der Spielleitung von Walter Felsenstein vor.

Uraufführung in Baden-Baden. Die Städtischen Schauspiel-Baden-Baden unter Leitung der Direktoren Robert Kuhn und Dr. Wolrad Kube bereiten nach der erfolgreichen Uraufführung von A. S. Zeis' „Ema Sarafin“ für den 31. Januar eine weitere Uraufführung „Sagt ihm — ein Mensch“ von E. G. Kuhn, beiseher in der Inszenierung von Dr. Wolrad Kube vor, dem gleichzeitigen Autor wurde erst kürzlich das Schauspiel „Die Bräutigam in Baden-Baden“ aufgeführt.

Uraufführung in Baden-Baden. Die Städtischen Schauspiel-Baden-Baden unter Leitung der Direktoren Robert Kuhn und Dr. Wolrad Kube bereiten nach der erfolgreichen Uraufführung von A. S. Zeis' „Ema Sarafin“ für den 31. Januar eine weitere Uraufführung „Sagt ihm — ein Mensch“ von E. G. Kuhn, beiseher in der Inszenierung von Dr. Wolrad Kube vor, dem gleichzeitigen Autor wurde erst kürzlich das Schauspiel „Die Bräutigam in Baden-Baden“ aufgeführt.

## Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Erik Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)

Eine Verwechslung, die dadurch zustande kam, daß vom Kleid auf die Trägerin, vom Braut auf den Grafen geschloffen wurde, sollte die schließliche Handlung des Filmschlosses wieder ein Stück vorwärts treiben.

Prager deutete Eldrid und ihrem Partner, einem mittelmäßigen Schauspieler, der die ewiggleiche Figur des sich vornehm gebärdenden und dadurch der Väterlichkeit überliefernten ungeschickten Protekten ohne innere Anteilnahme mechanisch herunterzappelte, die Situation an und ließ die Szene mehrmals durchspielen. Er gab sich alle Mühe, dem Dagewesenen einen neuen Zug zu verleihen, durch Detailausarbeitung, durch Kamerazustellungen, durch Spielnuancen. Dem Partner Eldrids schien dieses Bemühen überflüssig, er wollte die Szene heute wieder genau so spielen, wie er sie schon ein dutzendmal gespielt hatte, er hatte keine alten Tricks bereit, sie waren wie in einem wohlfortierten Mutterlager in seinem Hirn nebeneinander aufgebaut, jederzeit gebrauchsfertig, ein Griff, ein Witz, die Aufnahme sollte nur schon endlich losgehen! Bei einer bitterfauren Miene schälte das Publikum, feste man sich auf eine Schlagoberstufe, so brüllte es, bei diesem Werte grinte es verträglich, bei jenem sollte der Beifall — warum un himmelwillen sollte man sich anstrengen und neue Effekte jaden? Praegers Sockel erschien ihm nur als die Wichtigtuerei eines innerer gottverlassenen Filmgenies, die Film immer mit Kunst verwechselten und nicht einsehen wollten, daß Filme wie Automotoren am besten am laufenden Band erzeugt wurden. Kunst, ach ja, das wäre schon schon, manchmal träumt man davon, ganz heimlich. Kunst, das gibt es vielleicht, in einem von fünf- und zwanzig Fällen, einmal durch Zufall, einmal durch die unbeständige Energie eines jungen Menschen, der ohne Geldhilfe seinen Film nach seinem eigenen Kopf dreht und dabei ein paar Monate, ein paar Jahre hungert! Bei Firmen mit der Mandelbergs-A-G. ereignete sich dieser fünf- und zwanzigste Fall übrigens

nie, denn aus den Drehbüchern, die Mandelberg annahm, oder gar aus denen, die er sich bei seinen Hausautoren bestellte, konnte auch der genialste Regisseur keinen annehmbaren Film, geschweige denn ein Kunstwerk schaffen. Und dieser geniale Regisseur wäre von Mandelberg auch höchstens aus Versehen engagiert worden. Die weniger genialen arbeiteten billiger und waren für den uniformierten Top von Filmen, den die Mandelbergs in Berlin und Prag, in Hollywood und Paris, in Wien und Warschau drehten, zweifellos die geeigneten.

Eldrid ging auf alle Wünsche Praegers ein, sie fühlte, daß hier guter Wille am Werk war, daß hier ein Künstler aus minderwertigem Material und am unwürdigen Vorwurf doch etwas Gediegenes schaffen wollte. Er besprach die Szenen oft mit Eldrid, der, ein kleiner dicker Mann mit einer Glase und großen Augen, in einem Verhagel an der Seitenfront des Meisters sah, eifrig die Schreibmaschine bearbeitete und sein Hirn ständig unter Hochdruck hielt. Oft landete Praeger ihn wieder in die Kammer zur Rück, er sollte eine Szene umarbeiten, nachdenken, eine originellere Anwendung finden, den Dialog knapper fassen. Nach zehn Minuten-erfsten Eldrid wieder, jammern, die Hände ausgebreitet, schweigend, gestand mit der Miene eines Märtrers, daß ihm gar nichts mehr einfiel, daß man doch bei der alten Fassung bleiben müsse, es ginge auch so, denn es sei schon oft so gegangen — verlor sich wieder, erschien nach ein paar Minuten abermals mit einigen beschriebenen Seiten, die Praeger überlos, ergötzte, änderte. Sie bewegten sich über den Regietisch, blättern im Drehbuch, flüchten die Seiten ein, strichen alte aus, Bedenken kamen, ob sich keine Wiederprüfung ergeben könnten, wieder schlugen sie nach — es koppte vor Not, nicht ganz, aber das Publikum werde es schon nicht merken, sagte Eldrid. Schließlich wurden sie einta, die neuen Blätter bekamen Nummern, nun konnte die Arbeit weitergehen.

„Bei diesem System soll man gute Filme drehen“, sagte Praeger in einer Aufnahmepause zu Eldrid. „Ein Geldgeber und Produktionsleiter, der ein Bonaue ist; ein Autor, der keine Pfantastik hat und wie ein Rabe fliehet, wie ein Wiederkehrer seit Jahren den ewiggleichen faden Stoff bearbeitet und von seinem Auftragneber daran gemahnt wurde, seine Erzeugnisse dann als neue Filme zu betrachten; Darsteller, die auf einen festgelegten Top eingespielt sind, ganz unbedenklich in konventionellen Szenen erfahrt und in der Sprechweise hinter einem Vorhölben der dritten Befehung einer Provinzschmiede zurückgeblieben; zu

all dem noch kein Geld und keine Zeit — billig und schnell arbeiten, fertig werden, der Film ist schon programmiert, in vierzehn Tagen muß die Premiere sein, seine Zeit für den Schnitt, für eine sorgfältige Bearbeitung —, da soll man gute Filme drehen! Sie froh, Müde, daß Sie kein Regisseur sind. Wenn ich mich schon so oft wie Sie und Frau und Kind hätte, ich füsste keinen Tag länger bei diesem Geschäft. Kull der Mandelbergs sein. Kull dreht, der einen anwidert. Der Teufel hole den ganzen Betrieb — Na, und jetzt machen wir weiter. Ich wünsche Ihnen ein besseres Schicksal.“

Es lag etwas Trauriges über diesem Menschen. Breit stand er da, langsam sprach er trotz seiner Verärgerung; die emwie, er erfolghere und erkaltete Biare im Mund, in kurzen Sätzen, arauer Wellen, einen Gürtel um den Leib, zwei auf, beide hause ungenauer unter einer hohen Stirn, eine Glase, die von wenigen hochgehäuerten schwarzen Haaren umrahmt war. Er hatte einmal einen Film gedreht, zu den Zeiten, da die Schatten noch schwiegen, einen Film, der die ganze Welt revolutionierte, der der Filmkunst zum ersten mal internationale Anerkennung erfrift. Noch gar dieser Film nicht verfallen, noch fruchte sein Name, noch erinnerte man sich dieser oder jener Szene; auch die folgenden Filme Praegers waren noch lebendig, große Werte von künstlerischem Schwung und tiefer Tiefe. Ihr Schöpfer aber war von der großen Flut, die über den Film gekommen war und alles wegris, das zum Himmel strebte, mit in den Abgrund gepült worden, in dem die Kleinen und Kleinsten um des lieben Pralls willen Film um Film untergedreht. Er leistete nun auch ihre Arbeit, aber er war nicht wie sie. Er war so ganz anders als die Regiehandwerker, die nebenan arbeiteten, großen Lärm um sich vertrieben, drei, vier, fünf frokten, die fixer waren als er und sich rühmten, drei, vier, fünf mal so viel Szenen an einem Tag zu „erleiden“ als Praeger, was den Filmindustriellen ungeheuer imponierte, den Filmen aber nicht zuträglich war und Praeger nur zu den laut und hart klingenden Worten bewegte: „Es wird auch danach sein.“

Ein Chambre leparade war aufgebracht, so riefenhaft in den Raum verhältnissen und so verfahrenlich ausgestattet, wie es eben nur in Filmen zu sein pflegt. Der Darsteller des Kellers war gestruirt, die Champagnerflasche bereit, das Licht eingestellt, der leuchtend und Tonoretrator auf ihren Plätzen, die Aufnahmeapparate den Proben her, die in die kleinste Welt und bis in das letzte Wort genau kamen, tollte ab. (Fortsetzung folgt.)